

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Zhadan, Serhij
Mesopotamien

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe, Juri Durkot und Sabine Stöhr

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4778
978-3-518-46778-7

suhrkamp taschenbuch 4778

Ein Porträt der Stadt Charkiw und seiner Bewohner an der Schwelle tiefgreifender Veränderungen. In der ostukrainischen Metropole, einem Babylon des 21. Jahrhunderts, steht alles auf dem Spiel. Gelingt es, Vertrauen und Liebe gegen Hass und Gewalt zu verteidigen? Mit poetischem Übermut und in kühnen surrealen Szenen beschwört Serhij Zhadan den Menschheits-traum, trotz aller Unterschiede friedlich und ohne Angst zusammenzuleben.

»Zhadan hat ein so wehmütiges, gut gelauntes und kämpferisches Buch geschrieben, wie es lange keins mehr gab. Ein lebendiges Denkmal für die ideale Stadt Charkiw, die bedrohte Stadt, das bedrohte Land. Dabei ist er nicht einen Moment kitschig oder folkloristisch, dafür sind seine Figuren viel zu besoffen, naiv, selbstverliebt und mitunter auch brutal.«

Volker Weidermann, Der Spiegel

Serhij Zhadan, 1974 in Starobilsk/Gebiet Luhansk geboren, debütierte als 17-Jähriger und publizierte seit 1995 dreizehn Gedichtbände und sieben Prosawerke. Für *Die Erfindung des Jazz im Donbass* (2010; dt. 2012) erhielt er 2014 den Jan-Michalski-Literaturpreis und den Brücke-Berlin-Preis (zusammen mit Juri Durkot und Sabine Stöhr). Die BBC kürte das Werk zum »Buch des Jahrzehnts«. Serhij Zhadan, der populärste ukrainische Schriftsteller seiner Generation, lebt in Charkiw.

Serhij Zhadan

Mesopotamien

Aus dem Ukrainischen von
Claudia Dathe, Juri Durkot
und Sabine Stöhr

Suhrkamp

Der erste Teil des Buches (»Geschichten und Biographien«)
wurde von Juri Durkot und Sabine Stöhr übersetzt,
der zweite Teil (»Erläuterungen und Verallgemeinerungen«)
von Claudia Dathe.

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
Mesopotamija im Verlag Klub simejnogo dozvillja
in Charkiw.

Erste Auflage 2017
suhrkamp taschenbuch 4778
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015
© Serhij Zhadan 2014
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Brian Barth
nach einem Entwurf von Teona Chanishvili
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46778-7

Mesopotamien

Niemand weiß, woher sie gekommen waren und warum sie sich an diesen Flüssen niedergelassen hatten. Aber ihre Lust am Fischfang und ihre Kenntnisse in Navigation deuten darauf hin, dass sie über das Wasser kamen, flussaufwärts wanderten. Ihre Sprache, so heißt es, eignete sich gut für Gesänge und Verwünschungen. Ihre Frauen waren zart und unbändig. Solche Frauen gebaren kühne Kinder und verursachten ernste Probleme.

Wahre Geschichte der Sumerer, Band 1

Erster Teil

Geschichten und Biographien

Marat

In den vierzig Tagen, die seit Marats Tod vergangen waren, hatte der Frühling in der Stadt Einzug gehalten. Und fast hatte er sie schon wieder verlassen. Marat war Anfang April beigesetzt worden, am übernächsten Dienstag nach Ostern, dem Tag des österlichen Totengedenkens, und jetzt wuchs auf den Hügeln grünes, scharfes Gras: Der Sommer war gekommen. In diesen vierzig Tagen war es uns gelungen, zu vergessen und uns zu beruhigen. Aber nun meldeten sich Marats Eltern telefonisch und riefen uns alles wieder in Erinnerung. Ich dachte: Ja, wirklich, erst vierzig Tage. Die Toten stellen keine Forderungen, die Lebenden sind es, die uns unter Druck setzen.

Er war nur von ein paar Freunden und Nachbarn zu Grabe getragen worden. Die meisten seiner Bekannten – und davon gab es in der Stadt eine ganze Menge – hatten es nicht für möglich gehalten, dass man sie wirklich zu seinem Begräbnis lud. Später entschuldigten sie sich, fuhren auf den Friedhof, suchten den Grabstein. Der April war regnerisch gewesen, hinter dem VW-Bus mit dem Sarg liefen Straßenhunde her wie eine Ehrenwache, und ab und zu fielen sie die schwarzen Reifen des Leichenwagens an, als ob sie Marat nicht ins Totenreich entlassen wollten. Über den Friedhof zogen festliche Scharen, kletterten auf die Hügel, wo ihnen die niedrigen Wolken über den Köpfen hingen, stiegen ins Tal hinab, das von den Regenmassen überflutet wurde, feierten wie es nur ging und mischten Alkohol mit Regenwasser. Wir sind offenbar die einzigen gewesen, die mit einer

Leiche zum Friedhof kamen, und müssen ziemlich komisch gewirkt haben – als wären wir mit unserem eigenen Klavier in einen Musikladen marschiert. Ostern schmiss alles über den Haufen und ließ unsere Trauer irgendwie unangebracht erscheinen. Zu Ostern stirbt man nicht. Im Gegenteil, normale Menschen erwachen zu dieser Zeit von den Toten.

Marats Tod war wie sein Leben – unlogisch und geheimnisvoll. Er starb in der Nacht von Samstag auf Sonntag. Marat ging nicht in die Kirche, weil er sich für einen Moslem hielt, noch dazu für einen ungläubigen; stattdessen latschte er mitten in der Nacht zum Kiosk, Zigaretten kaufen. In Gummischlappen und mit einem Geldschein in der Hand. Da wurde er abgeknallt. Niemand hat etwas gesehen, alle waren in der Kirche. Die Verkäuferin im Kiosk sagte, sie hätte nichts mitbekommen, obwohl sie glaubte, sie habe jemanden singen und Motoren röhren hören, sicher war sie allerdings nicht; bei Bedarf hätte sie die Stimmen identifizieren können, ob es männliche oder weibliche Stimmen waren, wusste sie nicht zu sagen, aber sie hatte das Kennzeichen des Lada notiert, doch wie sich herausstellte, stand dieser Lada bereits das zweite Jahr am Straßenrand vor der Poliklinik für Studenten, und die Hausmeister horteten darin leere Flaschen und Pappe, die sie auf dem Müll gefunden hatten. Holla, sagten wir uns, die Neunziger kehren zurück, wer ist der nächste?

Es war unklar, weswegen man ihn abgeknallt hatte. Er machte keine Geschäfte, unterhielt keine Kontakte zur Staatsmacht und hatte keine Feinde, und auch wenn er manche Freunde auf der Straße nicht mehr erkannte, war das kein Grund für eine Schießerei. Auf den Straßen wurde seit etwa zehn Jahren nicht mehr geschossen, höchstens einmal

auf Mitarbeiter eines Geldtransportunternehmens, was aber eigentlich nicht zählt – wie viele gibt es davon in Ihrem Bekanntenkreis? Wir konnten nur rätseln, was tatsächlich passiert war.

Vierzig Tage waren vergangen, die Zeit lief dahin, Flüsse traten über die Ufer und kehrten wieder zurück in ihr Bett. Warme Tage brachen an. Ich wollte nicht hingehen, beschloss sogar anzurufen, um mich zu entschuldigen und abzusagen. Dann aber dachte ich, was ändert das schon? Ich werde ja sowieso den ganzen Abend daran denken, dann schon besser in der Gesellschaft von Freunden und Angehörigen. Den Kopf sollte man lieber an einem vertrauten Ort verlieren. Ich trat aus dem Haus, machte eine Runde um die Schule, blieb an einem der Kioske stehen, überlegte lange und ohne mich entscheiden zu können, welche Zigaretten ich kaufen sollte, dachte noch – vielleicht doch lieber zurück? – und ging weiter. Lief den steilen Hang hinauf an den Institutsgebäuden entlang und verlangsamte meinen Schritt erst in Marats Straße. Es war still. Vor dem Haus, im nachmittäglichen Schatten, wärmten sich schläfrige Hunde. Der Anführer hob den Kopf, streifte mich mit einem dunklen, aufmerksamen Blick, senkte den Kopf auf den Asphalt und schloss müde die Augen. Nichts ist passiert. Nichts hat sich verändert.

Marat wohnte einige Häuserblocks von mir entfernt, zum Fluss hin. Drei Minuten zu Fuß. Hier gab es alles: Geburtshaus, Kindergarten, Musikschule, Kreiswehrrersatzamt, Geschäfte, Apotheken, Krankenhäuser, Friedhöfe. Man konnte ein ganzes Leben hier verbringen, ohne auch nur zur nächsten Metrostation zu gehen. So haben wir es auch gemacht. Wir haben in den alten Häusern gewohnt, die über dem Fluss

hingen, sind in den umgebauten und geteilten Wohnungen aufgewachsen, morgens aus den feuchten Treppenhäusern hinausgelaufen und abends unter die unsicheren löchrigen Dächer zurückgekehrt, die man kaum richtig flicken konnte. Von oben konnten wir die ganze Stadt sehen, in den Höfen konnten wir spüren, dass unter uns die Steine lagen, auf denen alles gebaut war. Im Sommer erhitzten sie sich, und uns wurde warm, im Winter waren sie durch und durch gefroren, und wir erkälteten uns.

Ihr Hof ging zur Tuberkulosestation, daneben zog sich ein Weg zu den alten Lagerhäusern hinunter. Auf der einen Seite, unten, hinter den Dächern: die Uferstraße und die Brücke, schwarze Fabrikhallen, Neubauten, der Dschungel des Char-kiwer Privatsektors. Auf der anderen Seite, oben: die Hauptstraßen, Kirchen und Geschäfte. Ich ging durch den Torbogen und konnte alles spüren, womit ich so viele Jahre gelebt hatte: Staub, Lehm und Sand, durch die nicht mal das Gras hindurchkam. Der Hof war mit Ziegelbrocken und Steinen gepflastert; Marat hatte jahrelang damit gedroht, alles unter Asphalt zu begraben, aber dazu ist es nie gekommen, so dass alles blieb, wie es war – zwei uralte, noch aus vorrevolutionärer Zeit stammende zweistöckige Häuser, halb leer und lange nicht mehr renoviert, im Hof Rondelle und Rabatten, dahinter Apfelbäume und die schwarze Ziegelmauer eines Gebäudes, das schon zum Nachbarhof gehörte. Die Verwandten trugen Tische und Stühle aus der Wohnung, die Nachbarn kamen mit ihren eigenen Hockern, für alle Fälle, um nicht stehen zu müssen. Über den Tischen leuchteten die Apfelbäume, weiße Blüten fielen in die Salate und gaben ihnen Geschmack und Bitterkeit.

Ich grüßte. Man antwortete mir mit Kopfnicken, eine der Nachbarinnen zog einen zweiten Hocker unter dem Tisch hervor, und ich zwängte mich zwischen zwei warme Mai-frauenkörper. Jemand fing sofort an, mir den Teller zu füllen, jemand anderer schenkte ein, ich schaute mich um, betrachtete die Anwesenden und erkannte sie. Es waren alle gekommen: Mir gegenüber saß Benja, graue kurze Haare, er nickte mir aufmunternd zu und widmete sich dann wieder der Unterhaltung. Soweit ich verstehen konnte, redete man über das Wetter. Ein unverfängliches Thema, warum nicht? So brach wenigstens niemand in Wehklagen aus. Kostik saß am anderen Tische und winkte mir von weitem, ohne sich beim Essen stören zu lassen. Die Apfelblüten fielen auf sein weißes Hemd und lösten sich auf wie Schnee im winterlichen Fluss. Neben ihm klemmte eine dürre Nachbarin, die genau über Marat wohnte und von Kostiks breiten Hüften vom Hocker gedrängt wurde. Sam stand etwas weiter weg unter den Bäumen, zusammen mit Rustam, Marats Bruder. Der stapfte in neuem Trainingsanzug und Gummilatschen nervös über die Ziegelbrocken, sprach mit jemandem übers Handy und fragte bei Sam ab und zu etwas nach. Auch Sam trug einen Trainingsanzug, unter den Apfelbäumen ähnelten sie zwei Marathonläufern, die sich verirrt hatten und nun bei den Veranstaltern anriefen, um zu fragen, wo es weiterging. Die Nachbarinnen hielten das Gespräch am Laufen, und es sah so aus, als ob demnächst Musik eingeschaltet würde, um mit der Disco zu beginnen. Immer wieder wurde Rustam an den Tisch gerufen, der winkte ab, scheiß auf die Orthodoxen, und redete weiter, leidenschaftlich und verärgert, und Sam nickte und stimmte ihm offensichtlich in allem zu.

Ich betrachtete meine Freunde. In den letzten vierzig Tagen hatten sie sich kaum verändert. Eigentlich hatten sie sich in den letzten zehn Jahren kaum verändert. Höchstens dass sich die Falten tiefer in Benjas Gesicht gruben, wodurch er Mick Jagger immer ähnlicher wurde. Schwarzer Pullover, teure Schuhe – Benja versuchte mit letzter Kraft, ordentlich auszusehen, obwohl ich besser als jeder anderer wusste, dass man ihn aus seiner eigenen Firma gedrängt hatte und er von den Bankeinlagen lebte, die er hatte retten können. Es war klar, dass das nicht lange reichen würde, und davon bekam Benja nur noch mehr graue Haare. Schwere Zeiten für ehrliches Business, nichts zu machen. Kostik dagegen wurde immer feister, was aber wenig Einfluss auf seinen Charakter hatte. Der war so schlecht, dass von Veränderungen kaum die Rede sein konnte. Kostik war Eisenbahner, das heißt, er saß irgendwo in der Verwaltung der Südeisenbahn und war für irgendetwas verantwortlich. Ich vermute, er wusste selber nicht wofür. Er legte an Gewicht zu und verlor seinen Humor. Nur wir, seine Jugendfreunde, gaben ihm noch Halt. Am meisten hatte sich wohl Sam verändert. Ich meine den neuen Trainingsanzug. Das war's. Alles andere – dieselbe Kampfpose des alten, erfahrenen Ganoven, Autoschlüssel, die er nie aus der Hand gab, Misstrauen gegen die Fahrgäste, grundsätzlicher Hass auf die Polizei. Was mich angeht, ich spürte, dass irgendwo dort, im Inneren meines Körpers, zwischen Herz und Milz, sich Müdigkeit bildete und als dunkler Klumpen aufstieg, sich ausdehnte und mich zwang, traurig zu lauschen: darauf, was vor sich ging in meiner Seele, unter meiner Kleidung, unter meiner Haut. Und kein Arbeitsalltag, kein Karriereschritt kam gegen diesen Klumpen an, der einfach alle meine Eingeweide von innen

auffraß wie ein unter die Haut geschleuster Piranha. Irgendwann hatte ich beschlossen, die ausgetretenen Pfade nicht zu verlassen, und heuerte in einer Fabrik an, nur zwei Häuserblocks entfernt. Nach fünfzehn Jahren hatte ich es sogar zu einem eigenen Büro gebracht. Allerdings produzierte die Fabrik seit etwa zehn Jahren nichts mehr, sodass man ebenso auf einem sinkenden Schiff hätte Karriere machen können. Die Optionen waren von Anfang an begrenzt. Wir vermieteten die ehemaligen Labors als Büros, vermieteten die ehemaligen Fabrikhallen als Lagerräume, ich verdiente ordentlich und lief in einem schlecht sitzenden Anzug herum. Wie meine Freunde bekam ich Schlafprobleme und die ersten grauen Haare. Über die Probleme beklagte ich mich nicht, und die Haare ließ ich mir kurz schneiden. Den Pförtnerinnen gefiel das sogar – sie behandelten mich fortan mit Respekt. Oder mit Mitleid. Für uns, Marats Freunde, begann jenes Alter, in dem sich das Leben verlangsamt und dir beträchtlich mehr Zeit lässt für Angst und Unsicherheit. Marat hielt bis fünf- und dreißig durch, während wir gute Aussichten hatten, lange zu leben und eines natürlichen Todes zu sterben. Zum Beispiel an Hirnschwund.

Onkel Alik und Raja Dawydiwna, Marats Eltern, saßen an verschiedenen Enden des Tisches, als kennten sie sich nicht. Onkel Alik schwieg, und Raja Dawydiwna redete vor allem von den Salaten, und alle dachten, es wäre besser, sie würde ebenfalls schweigen. Ich warf ab und zu etwas ein, erwähnte nur Gutes, machte ein Trauergesicht, wenn ich die Mutter des Verstorbenen ansprach, spürte, wie vom Fluss die Feuchtigkeit aufstieg, die sich sogar hier, in den alten Höfen mit ihren Bäumen, Torbögen, Türmen und Kommunalwohnungen festgesetzt hatte. Sam und Onkel Sascha,

der Bruder von Marats Vater, zogen von den Garagen her eine Leitung mit zwei hellen Glühbirnen und hängten sie in die Zweige der Apfelbäume, sodass sich das gelbe Licht mit den weißen Blüten mischte und uns mit Schatten übergoss. In der Dämmerung brachen die Gäste auf, verabschiedeten sich, verabredeten sich, versprachen, einander zu unterstützen und in Kontakt zu bleiben, boten Hilfe an, sagten, man sollte sich falls nötig an sie wenden, seufzten, küssten sich und traten durch den Torbogen hinaus, zurück ins Leben.

Die Nachbarinnen gingen zuerst. Zwei beleibte, zwischen denen ich Platz gefunden hatte, und die dritte, dünne, die neben Kostja eingeklemmt gewesen war. Ihre Hocker trugen sie wie Silvestergeschenke in der Hand. Ihnen folgte der blinde Surab, der Schuhe reparierte und gar nicht eingeladen gewesen war. Dabei hatte gerade er keinen Grund zur Eile; er wohnte in seiner Werkstatt, einer mit Schuhsohlen und Stiefelschäften vollgestopften Blechbude in der Revolutionsstraße, in die kaum Licht fiel. Nicht dass er welches gebraucht hätte – er konnte ja sowieso nichts sehen, und mit den Schuhen machte er ganz üble Sachen. Auch er also brach auf. Desgleichen Marina, eine ferne Verwandte von irgendwem, eine Frau mit tiefer Stimme und welker Frisur. Sie verkaufte Gemüse in einem Kiosk auf dem Hügel, nicht weit vom Finanzamt, stand sich gut mit der Familie und war fast die einzige, die Marat aufrichtig und hemmungslos beweinte. Auch ihr Sohn Marik verließ uns, in seinem weißen, mit gelber Farbe beschmierten Overall; Marik ging, weil er in der Nacht zurück in die Werkstatt in der Darwin-Straße musste, wo er Möbel restaurierte und bis morgen eine Etagere aus Sperrholz auf »Made in Poland« trimmen sollte, die zwei Armenier angeschleppt hat-

ten. Auch Shora ging, der Aushilfsapotheker, Schrecken der 24-Stunden-Läden, der nach der Spätschicht immer Streifzüge durch die Trinkhallen auf der Puschkin-Straße unternahm, die Verkäufer aus ihrem trüben Morgenschlaf weckte und Zuwendung und Verständnis einforderte. Er wünschte allen eine gute Nacht, die ihn zweifellos erwartete. Nach ihm ging Tamara, unsere Klassenlehrerin, erschöpft, aber ungeschlagen, sie nahm ein in Zeitung gewickeltes Stück Kuchen mit. Sie wäre noch geblieben, aber alle waren schon zu müde, um das Gespräch mit ihr am Laufen zu halten, sie hörten bloß noch ihrem Geschwafel zu, ohne sie zu unterbrechen oder etwas zu antworten. An so einem Gespräch verlor sie schnell das Interesse, bedankte sich kurz und verschwand im Torbogen wie ein Phantom. Ihr folgte Pascha Chingachgook mit seiner Margarita. Marat nannte sie seine Gevatter, obwohl sie, soviel ich weiß, keine Kinder hatten. Und Marat sowieso nicht. Pascha humpelte, er hatte sich beim Motorsport verletzt. Soll heißen, er hatte einen Unfall mit einem gestohlenen Motorroller gebaut. Manchmal schien mir, als humple auch Margarita, vielleicht weil sie sich immer bei Pascha einhakete und versuchte, sich seinem Hampelschritt anzupassen. Sie entfernten sich wie zwei lustige Matrosen, die wegen mangelnder Zuverlässigkeit von ihrem Frachter entlassen worden waren. Als nächstes erhoben sich zwei Kerle, die, obwohl jünger als wir, mit uns aufgewachsen waren: Koschkin und Sascha Zoi. Koschkin weinte und schenkte sich selber nach, weil er in wenigen Tagen nach Philadelphia fliegen sollte, um die Verwandten seines Vaters zu besuchen; diese steckten dort seit den Neunzigern fest, meldeten sich nicht und antworteten nicht auf Briefe, also hatte der Vater, der regelmäßig in die Synagoge ging, sich in den Kopf gesetzt,

dass es so nicht in Ordnung sei und dass sein einziger Sohn hinfahren und herausfinden sollte, was sie sich eigentlich einbildeten in ihrem Philadelphia. Koschkin hatte sich sogar einen Cowboyhut mit huzulischem Muster gekauft, um unter den Einheimischen, so wie er sie sich vorstellte, nicht zu stark aufzufallen. Er verließ praktisch zum ersten Mal das elterliche Haus, wenn man die Pionierlager nicht mitrechnet, aber die brauchte man nicht mitzurechnen, weil Papa Koschkin in solchen Lagern arbeitete, sodass sich Koschkin jr. immer wie ein Rückfalltäter fühlte, der in die Zone zurückkehrte, wo er schon von einem altbekannten Wärterkollektiv erwartet wurde. Sascha seinerseits war schon lange auf dem Sprung, blieb aber nervös sitzen, weil er zur Sitzung einer Dichtergruppe in einem Literaturcafé musste, dies aber nicht zugeben wollte. Er war der Sohn eines koreanischen Studenten, den es Anfang der Achtziger hierher verschlagen hatte, mit seinem Vater vertrug er sich aber nicht besonders, er lebte alleine und schrieb spirituelle Gedichte. Von schwierigem Charakter, bekam er im Lyriksalon oft Zoff mit unbekannten Dichtern, kriegte immer wieder eins auf den Deckel, gab aber nicht auf. Nach den Kumpels Koschkin und Zoi verabschiedete sich Haifisch-Alla, die wir lang nicht gehen ließen und die selbst nicht gehen wollte, aber trotzdem losmusste – Arbeit, Dienstpläne, Patienten. Sie hatte sich wohl am meisten darüber gefreut, uns alle zu sehen, erinnerte sich, woran sie sich erinnern konnte, phantasierte dort, wo keinem mehr was einfiel, teilte uns mit, dass sie ihr Leben geändert habe, versicherte, mit dem Leichtsinn sei jetzt Schluss, sie arbeite jetzt im Krankenhausbereich, Marina habe ihr geholfen, eine Anstellung als Krankenschwester auf der Tuberkulosestation zu finden, sie habe also ein interessantes neues

Leben, nur dass die Patienten ziemlich oft starben, ansonsten sei alles paletti. Das elektrische Licht ließ die Falten unter ihren Augen zart schimmern, die gelb gefärbten Haare sprühten Funken, und als sie sich über den Tisch beugte, um einem von uns warme Dankesworte zuzuflüstern, fielen ihre Haare in die Weingläser und wurden rosa und feucht. Sie fand sich lange nicht hinein, ließ niemanden zu Wort kommen und führte sich auf wie bei ihrem eigenen Geburtstag, verlangte Lob, Freude und Getränke. Aber schließlich ging auch sie. Je mehr sie sich dem Torbogen näherte, je tiefer sie in die Dunkelheit eindrang, desto düsterer wurde es über ihrem Kopf, als müsste sie dort, wo das Licht endete und die gelben Glühbirnen nicht mehr reichten, Asche und Lehm atmen und mit den Toten reden, die sich in diesem Lehm versteckten. Ich schaute ihr hinterher, und plötzlich fiel mir ein, dass sie die erste Frau gewesen war, mit der Marat geschlafen hatte. Und Benja übrigens auch. Und Kostik selbstverständlich. Und Sam, offen gesagt, ebenfalls. Und um aufrichtig zu sein, auch ich natürlich.

Fast als letzte gingen zwei Freundinnen von Rustam. Sie gingen Händchen haltend – die ältere, Kira, war böse auf die jüngere, Olja, dass sie wieder einmal zu viel getrunken hatte, und Olja tätschelte Kira zart den Rücken, wovon Kira Gänsehaut bekam, ihre Schulterblätter zitterten vor Kälte, und Tränen stiegen ihr in die Augen. Wir alle hatten Tränen in den Augen, das Lachen blieb uns im Halse stecken, und plötzlich merkten wir, dass alle gegangen waren, nur wir und die Familie waren noch da, wie in guten alten Zeiten, als wir uns bei Marat zu einem Geburtstag oder einem anderen Familienfest versammelt hatten, ich überlegte, dass wir vor allem zum Feiern zusammengekommen waren, deswegen

spürte man jetzt auch ein komisches und unverständliches festliches Gefühl, eine Vorahnung, dass gleich ein Feuerwerk über den Dächern aufsteigen würde, die von der untergehenden abendlichen Maisonne lila und golden gefärbt wurden, obwohl der Himmel über uns schon dunkel und kalt war. Wir wollten ebenfalls los, aber Onkel Sascha hielt uns auf. Er war extra aus einem Vorort zum Vierzig-Tage-Gedenken angereist, wollte bei seinen Verwandten übernachten, hatte aber noch keine Lust, schlafen zu gehen und noch weniger, uns ziehen zu lassen. »So geht das nicht«, sagte er in ernstem Ton, »so macht man das nicht. Wir können nicht einfach so auseinandergehen. Wir müssen bleiben und uns des Toten erinnern, sonst wird er keine Ruhe finden.« Diese Worte holten uns in die Realität zurück, wir redeten alle durcheinander, aber klar, Onkel Sascha, was für eine Frage, wir gehen ja nicht, wohin denn auch, wer wartet schon auf uns? Marats Eltern seufzten nur schwer, widersprachen aber nicht. Sie sagten nur, sie würden schon gehen, weil Onkel Alik morgens Nierenschmerzen plagten und Raja Dawydiwna noch Nachrichten schauen musste, ganz so, als wartete sie auf etwas, sie ließen uns also allein und baten Alina, Marats Ehefrau, uns etwas aus der Küche zu holen. Alina gehorchte wortlos. Erst jetzt, als alle gegangen waren, als es still und leer wurde, erinnerten wir uns an sie und bemerkten, dass sie da war. Erst jetzt sahen wir sie, obwohl sie ja die ganze Zeit unter uns gewesen war – etwas aus dem Haus holte, etwas hinaufbrachte, die Nöte der Nachbarinnen anhörte, das Rezept für den gebratenen Karpfen aufschrieb, das Taxi für Pascha und Margarita rief und alle zum Abschied umarmte. Zugleich war sie aber auch wie ganz für sich, stand irgendwie abseits, auf der anderen Seite des Gesprächs, auf